

## Erster Rundbrief

Vor zwei Monaten hat mein Freiwilliger Friedensdienst in Nischni Nowgorod, Russland, begonnen und langsam ist es mal an der Zeit, etwas von mir hören zu lassen, was ich alles erlebt habe und wie sich mein Leben seitdem verändert hat.

An dieser Stelle möchte ich kurz erklären, was ein FFD eigentlich ist und welchen Sinn dieser für mich hat. Der Freiwillige Friedensdienst ist ein Projekt der evangelischen Kirche im Rheinland. Jedes Jahr werden junge Erwachsene als Freiwillige in alle möglichen Länder geschickt um dort in sozialen Projekten zu arbeiten. Dadurch bekommen sie die Möglichkeit, an den Herausforderungen des Neuen zu wachsen, ein neues Land kennenzulernen, und das viel intensiver als man es sonst könnte und dabei an der Völkerverständigung mitzuarbeiten, indem man Einblicke in eine fremde Kultur bekommt und auch mit der eigenen Kultur aufklären kann.

Ich habe mich für dieses Projekt entschieden, da ich ein neues Land kennenlernen und eine neue Sprache lernen wollte und ich denke, dass die Verknüpfung dieser Wünsche mit dem Aspekt der freiwilligen sozialen Arbeit ideal für mich ist, da ich nach diesem Jahr einen neuen Blick auf mein Leben und die Welt haben werde und sehr daran reifen werde.

Seit September lebe ich jetzt also in Nischni Nowgorod, einer russischen Millionenstadt und die Partnerstadt von Essen, malerisch an der Oka und der Wolga gelegen, 400 km östlich von Moskau.

Meine Arbeit hier besteht aus zwei Aspekten. Der Hauptteil ist die tägliche Arbeit in einem Krankenhaus auf der Traumatologie-Station. Zusätzlich dazu besuche ich noch ein Mal die Woche eine Invalidin.

Diese beiden Aufgaben unterscheiden sich ziemlich voneinander und ich messe ihnen auch eine unterschiedliche Bedeutung bei.

Um sich besser vorstellen zu können, was genau ich denn alles so mache, möchte ich exemplarisch mal den Ablauf eines Arbeitstages schildern.

Ich stehe jeden Tag um kurz vor sieben auf, da ich eine halbe Stunde später das Haus verlassen muss, um den Bus zur Arbeit zu nehmen. Das war in den ersten Tagen ein Erlebnis, da sich der russische Nahverkehr schon deutlich von dem von zu Hause unterscheidet. Meistens fahre ich mit dem Kleinbus, einer sogenannten Marschrutka. Diese sind immer bis auf den allerletzten Platz gefüllt und fahren selten nach der Straßenverkehrsordnung – aber das tut hier eigentlich keiner. Wenn ich die Fahrt endlich überstanden habe, muss ich mich noch schnell umziehen, um pünktlich um acht auf meiner Station zu sein.

Meine Aufgaben dort kenne ich inzwischen ziemlich gut. Das war am Anfang jedoch nicht so, denn als ich am ersten Arbeitstag dort erschien, erlitt ich erst einmal einen kleinen Schock. Niemand auf der Station spricht eine andere Sprache als Russisch. Mir war natürlich klar gewesen, dass in Russland weniger Menschen als in Deutschland eine Fremdsprache erlernen, aber als ich dann feststellte, dass wirklich niemand der mehr als 20 Krankenschwestern und Ärzte etwas Englisch oder Deutsch sprechen konnte, war ich im ersten Moment ziemlich panisch. Wie sollte es denn mit der Kommunikation funktionieren? Zu diesem Zeitpunkt waren meine Russischkenntnisse nämlich noch sehr rudimentär; Lesen und Schreiben konnte ich schon, aber mit dem Sprechen und Verstehen haperte es ziemlich, ich verstand so gut wie nichts und konnte nur ein paar der Standardphrasen aufsagen.

Zum Glück machte in der ersten Woche noch eine ehemalige Freiwillige, die ebenfalls im Krankenhaus gearbeitet hatte, dort ein Praktikum und konnte mich unterstützen, indem sie übersetzte und mir so den Start um ein Vielfaches erleichterte.

In den zwei Monaten, die ich schon dort arbeite, hat sich die Sprachbarriere zum Glück deutlich verringert, sodass ich nun meistens verstehe, was von mir gewollt wird.

Während ich zu Beginn nur die einfachsten Arbeiten ausführen durfte, wie Bettwäsche wechseln oder die Zimmer putzen, hat sich mein Aufgabenspektrum mit der Zeit erweitert, sodass ich inzwischen auch Patienten aus der Intensivstation abholen, Patientenakten von anderen Stationen besorgen oder mit in die Waschküche darf.

Zurück zu meinem Arbeitstag. Wenn ich auf meiner Station angekommen bin, gibt es erst einmal Frühstück, welches ich mit den anderen Krankenschwestern im Schwesternzimmer esse. Leider ist nicht immer genug für alle da, da wir immer das Übriggebliebene Essen für die Patienten bekommen, weswegen ich mir meistens noch etwas Obst oder eine Piroshki, eine russische Teigtasche, von zu Hause mitnehme.

Bis 13 Uhr wird dann abgesehen von einer kleinen Teepause gearbeitet; was genau ich mache unterscheidet sich von Tag zu Tag, da ich immer dort eingesetzt werde, wo ich gebraucht werde.

Nur den Korridor muss ich jeden Tag putzen.

Gegen ein Uhr gibt es dann Mittagessen, jeden Wochentag ein anderes Gericht. Ich muss zugeben, dass ich vom Krankenhausessen in Russland positiv überrascht worden bin. Ich fand deutsches Essen in Krankenhäusern schon nicht besonders lecker und ging mit dem Vorurteil, dass es in Russland sicher noch schlimmer wäre an die Sache heran. Zum Glück wurde ich jedoch eines besseren belehrt, worüber ich sehr erleichtert bin.

Nach dem Essen steht meistens nicht mehr viel Arbeit auf dem Programm, sodass ich je nachdem zwischen halb drei und vier Uhr nach Hause gehen kann.

Die ersten Tage auf der Arbeit waren wie bereits gesagt ziemlich schwer für mich. Ich konnte nichts verstehen und eine der älteren Schwestern, die sowie schon immer schlechte Laune hat, verlor schneller mal die Geduld, wenn ich etwas nicht verstand oder falsch machte und schrie mich an. Die anderen Schwestern waren jedoch sehr freundlich zu mir und ich verstand mit der Zeit, dass der Fehler nicht bei mir lag.

So hatte ich den ersten Monat dann ziemlich viel Spaß bei der Arbeit, da mein Russisch auch besser wurde und ich mich halbwegs mit den Patienten unterhalten konnten, die mir interessiert Fragen stellten, als sie erfuhren, dass ich aus Deutschland kam. Für viele von ihnen war es erst unverständlich, warum eine junge Deutsche nach der Schule ausgerechnet nach Russland kommen wollte. Ich versuchte ihnen dann in meinem gebrochenem Russisch das Prinzip des FFD zu erklären und warum ich mich dafür entschieden habe. Die meisten fanden das dann ganz toll und erzählten dann von Verbindungen, die sie nach Deutschland hatten, sei es, dass sie selbst für ein paar Monate dort gearbeitet hatten oder ihre Kinder mal dort waren. Doch leider haben nicht alle so freundlich reagiert, als sie von meiner Herkunft erfuhren. Von einigen wurde ich nach Hitler oder der Verbindung meiner Großeltern zum Nationalsozialismus gefragt. In diesen Situationen habe ich mich dann unwohl gefühlt, da ich nicht wusste, was ich jetzt sagen sollte, vor allem nicht auf Russisch.

Nach etwa fünf Wochen hatte ich dann ein Tief auf der Arbeit. Ich war genervt, da ich immer noch nicht genug verstand und mich nicht richtig ausdrücken konnte, das Putzen ging mir ziemlich auf die Nerven, vor allem das Wischen des Korridors, den ich wirklich jeden Tag schrubben musste und die Woche zuvor hatten wir Besuch von der deutsch-russischen Gesellschaft aus Essen und dem Bürgermeister bekommen, da dieses Jahr das 25-jährige Jubiläum der Städtepartnerschaft zwischen Essen und Nischni stattfand. Diese eine Woche war sehr angenehm für mich. Ich hatte mal eine Pause von der Arbeit, lernte Nischni und die Umgebung in mehreren Ausflügen besser kennen und hatte mehrere tolle Abende bei Einladungen zum Essen oder zum Festakt des Jubiläums.

Nach dieser tollen Zeit wieder jeden Tag zur Arbeit erscheinen zu müssen, nur um das gleiche zu machen wie immer, nämlich Putzen, war dann ziemlich schwierig für mich. Ich hatte schlechte Laune und redete mir selbst alles schlecht.

Inzwischen habe ich diese Einstellung zwar überwunden, jedoch macht mir die Arbeit auch nicht mehr so viel Spaß wie zu Beginn, da ich nichts Neues mehr erlebe.

Doch das Leben hier besteht ja zum Glück nicht nur aus Arbeit. Ich habe viele neue Leute kennengelernt, mit denen ich etwas unternehme und auch mit den drei Jungs, mit denen ich zusammen wohne und die ebenfalls einen FFD machen - allerdings in Sonderschulen für lernbehinderte Kinder - verstehe ich mich gut.

Ein Mal die Woche besuche ich noch Olga, eine Invalidin. Sie sitzt im Rollstuhl und kann sich nur sehr eingeschränkt bewegen und sprechen. Die ersten Wochen sind wir immer zusammen spazieren gegangen; nur seit der Schnee liegt und die Straßen sehr rutschig sind, bleiben wir in ihrer Wohnung, spielen Schach, unterhalten uns und lernen Englisch, da Olga unbedingt noch eine Sprache lernen möchte.

Diese Stunden machen mir immer sehr viel Spaß, da man sieht, dass man mit sehr wenig Anstrengung sehr viel bewirken kann. Olga freut sich immer riesig, wenn ich komme und diese Stimmung überträgt sich dann automatisch auf mich, sodass ein eventuell stressiger Arbeitstag schnell vergessen ist.

Bevor ich das erste Mal zu Olga gekommen bin, hatte ich ziemlich Angst, da ich noch überhaupt keine Erfahrung mit Invaliden hatte und nicht wusste, wie ich mich verhalten sollte, vor allem, wenn sie etwas brauchen sollte, da die Sprachbarriere noch im Weg war. Ich hatte im Vorfeld schon mit Olga geschrieben und ihr erklärt, dass mein Russisch noch sehr schlecht ist, aber sie hat mir sofort erklärt, dass das für sie überhaupt kein Problem ist und, dass ich mir keine Sorgen machen soll.

Das letzte bisschen Angst, das dann doch noch da war, ist dann aber schnell verflogen, als mir Olga und ihre Mutter, mit der sie zusammen wohnt, die Tür aufgemacht haben. Von Anfang an waren die beiden, und vor allem Olga, unheimlich offene und herzliche Menschen, die mich mit offenen Armen empfangen haben und mir zeigen, wie glücklich und dankbar sie darüber sind, dass ich zu ihnen komme und sie unterstütze.

Ich denke, dass diese paar Stunden in der Woche mit Olga noch wichtiger sind als meine tägliche Arbeit im Krankenhaus, da ich bei Olga sofort sehen kann, dass ich etwas Gutes bewirke und auch gebraucht werde. Die Arbeit im Krankenhaus ist sicher auch wichtig, doch meine ich zu merken, dass ich nicht wirklich gebraucht werde, auch wenn meine Hilfe gerne angenommen wird.

Ein Viertel meines Jahres hier ist jetzt schon vorbei und ich merke bereits, wie ich mich verändert habe. Sei es durch das lange Arbeiten, das ich nicht gewohnt war, und was mir einiges an Disziplin abverlangt, die Zeit mit Olga, die mir vor Augen führt, dass man gar nicht viel tun muss, um jemandem zu helfen oder allgemein das Abenteuer Russland mit seinen vielen neuen Erfahrungen und Herausforderungen, das mir viel abverlangt, mich aber trotzdem unglaublich glücklich macht. Ich blicke mit Freude auf die Zeit, die noch vor mir liegt und bin froh, mich für das FFD in Russland entschieden zu haben.